

Dekoloniale Forschungspraxis in Uganda

Esther Kronsbein

1. Vorbemerkung

Der vorliegende Beitrag ist eine Momentaufnahme aus einem laufenden Forschungsprozess¹. Dabei handelt es sich um einen von postkolonialer² Kritik geprägten Forschungsansatz, mit qualitativen Interviews als zentraler Erhebungsmethode und einem vierunddreißigmonatigen Forschungsaufenthalt in Uganda. In Abschnitt 3 beschreibe ich das Forschungsprojekt. Abschnitt 4 gibt einen kurzen Einblick in die postkoloniale Kritik an der Entwicklungsforschung. Abschnitt 5 behandelt die Schwierigkeiten, welche beim hier geschilderten Versuch, die Anforderungen postkolonialer Kritik an die Forschungspraxis zu erfüllen, aufgetreten sind. Allerdings sind die fünf Unterkapitel nicht als abschließende Anleitung zur Überwindung dieser Probleme zu verstehen, sondern als Reflexion über sie. Gleichermaßen gilt für das Fazit. Es kann nur ein vorläufiges sein. Dies gilt sowohl für dieses Forschungsprojekt, welches noch nicht abgeschlossen ist, als auch für die de- oder postkoloniale Forschungspraxis. Letztere befindet sich noch mitten im Aushandlungsprozess über ihre eigenen Maximen. Unter diesen Voraussetzungen ist es von entscheidender Bedeutung, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, wie Forschung im globalen Süden dekolonisiert werden kann.

1 Diese Arbeit wurde durch die Graduiertenförderung der Universität Kassel gefördert.

2 Die Begriffe ‚postkolonial‘ und ‚dekolonial‘ werden hier synonym verwendet. Zwar unterscheiden sich die hinter ihnen stehenden Bewegungen und die regionalen Fokusse (Castro Varela/Dhawan, Postkoloniale Theorie, S. 18-20, 318-319), doch in den für meine Überlegungen entscheidenden Punkten stimmen dekoloniale und postkoloniale Ansätze überein: sie üben Kritik an der „Kontinuität epistemischer, ökonomischer und politischer (post-)kolonialer Macht- und Herrschaftsverhältnisse“ (Castro Varela/Dhawan, Postkoloniale Theorie, S. 318-319). Auch Texte des Post-Development werden verwendet, da letzteres aus der postkolonialen Kritik hervorgegangen ist (Escobar, Encountering Development, S. xii), viele Autor*innen sich beiden Richtungen zugehörig fühlen und entsprechend ähnliche Forderungen in den jeweiligen Texten zu finden sind.

2. Einleitung

Seit der Kolonialzeit hat der globale Norden sein epistemologisches Machtmonopol nie aufgegeben (Mignolo 2012; Santos 2014). Die konventionelle Entwicklungsforschung steht in dieser Tradition. Auch hier hat der globale Norden das Monopol auf die Wissensproduktion sowie auf die Nutzung dieses Wissens inne und kategorisiert Menschen und deren ‚Entwicklungsstand‘ nach seinen eigenen Definitionen (Riaño 2012: 120-122). Zahlreiche Vertreter*innen verschiedener in diesem Bereich aktiver Fachrichtungen fordern, dass dies geändert wird und die Forschung dekolonisiert wird (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 139; Kaltmeier/Corona Berlin 2012). Forschende aus dem globalen Norden können daraus unterschiedliche Schlüsse ziehen, wie in Abschnitt 5 weiter ausgeführt wird. Ziehen sie sich aus der Forschung im globalen Süden zurück, treten sie gar nicht erst in Beziehungen mit unfairen Machtkonstellationen ein. Allerdings verpassen sie eine wertvolle Gelegenheit zur Begegnung mit dem ‚Anderen‘, aus der im Idealfall beide Parteien etwas über sich und darüber hinaus lernen können. In jedem Fall sollte sich die forschende Person aus dem globalen Norden darüber im Klaren sein, dass jede Entscheidung für oder gegen eine dieser Optionen ein Privileg ist. In jedem Fall ist sie es, die entscheidet, zu forschen oder zu verzichten, viel oder wenig Einfluss des ‚Anderen‘ zuzulassen – denn sie hat einen Pass, mit dem sie sich frei bewegen kann, Zugang zu finanziellen Ressourcen, Bildung und epistemologischer Autorität. Diese Tatsachen zu verschleiern und sich selbst einen moralisch überlegenen Anstrich zu geben, wäre einer der größten Fehler auf dem Weg zu dekolonalem Forschen.

Nach jahrelanger beruflicher Praxis in der sogenannten Entwicklungszusammenarbeit bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass zu einem besseren Verständnis des ‚Anderen‘ eine Auseinandersetzung miteinander unabdingbar ist. Daher meine bewusste Entscheidung für ein Forschen im globalen Süden – als privilegierte Forscherin aus dem globalen Norden. Diese Begegnung sowie die fortschreitende Beschäftigung mit postkolonialer Kritik ließen meinen Ansatz weiter reifen. So fielen die ersten Schritte, wie die Bestimmung der Forschungsfrage oder die Konzeption der Forschungsmethodik, eher konventionell aus. Spätere Schritte schlossen, wie unten näher erläutert wird, das Erlernen der Sprache der Beforschten³, die

³ Der Begriff „Beforschte(r)“ kann durchaus kritisch betrachtet werden, da er die so bezeichneten Personen in einer passiven Rolle abbildet. Wie in Abschnitt 5 näher erklärt wird, empfinde ich es als unerlässlichen ersten Schritt des Dekolonisie-

Suche nach Möglichkeiten zu deren Empowerment im Forschungsprozess sowie einen Dialog mit ihnen über die Forschungsergebnisse ein – Schritte in Richtung einer dekolonialen Forschungspraxis.

Somit spiegelt mein eigenes Forschungsprojekt die Situation der Forschung im globalen Süden im Allgemeinen wider: Konventionelle und partizipative Ansätze existieren parallel, konkurrieren oder vermischen sich, wie in meinem Fall, zu hybriden Formen. Auf Fachkonferenzen und in Sammelbänden wird darüber diskutiert, ob und wie diese Art von Forschung dekolonisiert, das heißt in erster Linie von unfairen Machtkonstellationen befreit und für die bislang benachteiligte Seite fruchtbar gemacht, werden kann. Wie jeder Prozess braucht auch dieser Zeit, aktive Teilnahme und fortwährende kritische Selbstreflexion von beiden Seiten, letzteres jedoch in besonderem Maße von den Teilnehmer*innen aus dem globalen Norden.

3. Das Forschungsprojekt

3.1 Globalisierung und Solidarität

Das hier vorgestellte Forschungsprojekt trägt den Arbeitstitel: „Globalization and Solidarity. Lessons to be learnt from Ugandan everyday economy.“ Die Forschungsfrage lautet, wie die Bevölkerung der ländlichen Busoga-Region in Uganda auf das Vordringen des globalen Kapitalismus in die lokale Wirtschaft reagiert. Hierbei widme ich alternativen, vor allem solidarischen, Wirtschaftsformen besondere Aufmerksamkeit.

Das erste Schlagwort, *Globalisierung*, wird hier als vorrangig wirtschaftlicher Prozess verstanden. Zwar sind die politischen, sozialen, kulturellen, ethisch-religiösen, philosophischen sowie ökologischen Dimensionen der

rungsprozesses, asymmetrische Machtverhältnisse nicht zu beschönigen, sondern anzusprechen. Bislang ist es immer noch eine Ausnahme, wenn die Forschungsinitiative von denjenigen ausgeht, welche die Daten zur Verfügung stellen. Im durchschnittlichen Forschungsprozess steht eine forschende akademische Person oder Gruppe einer anderen Gruppe beforschter Personen gegenüber, an welche die Forschung herangetragen wird, sei es relativ früh in ihrer Konzeption (partizipative Forschung) oder erst nach dem Ende der vollständigen Konzeption (konventionelle Forschung). Die Begriffe „Forschende(r)“ und „Beforschte(r)“ spiegeln diese Situation wider. Zu behaupten, meine eigene Forschung habe diese Konstellation erfolgreich überwunden, entspräche nicht der Wahrheit, weshalb ich die beiden Begriffe hier bewusst verwende.

Globalisierung nicht zu vernachlässigen (Pfeifer-Schaupp 2005: 12-22). Hier werden sie allerdings als *Effekte* des wirtschaftlichen Globalisierungsprozesses betrachtet, einer Ausdehnung der „capitalist world economy“ und der „international division of labour“, deren Anfänge sich historisch weit zurückverfolgen lassen (Hoogveld 2001:14). Es wird der von diversen Autoren angebrachten Kritik Rechnung getragen, postkoloniale Entwicklungsforschung sei mehr an Ideologien und Diskursen interessiert als an materiellen Verhältnissen (Danielzik/Bendix 2016: 276; Husseini de Araújo/Kersting 2012: 139; McEwan 2009: 77) und ignoriere dabei, „dass die Verbreitung europäischer Wissenssysteme und die kulturelle Hegemonie des globalen Nordens unabdingbar verknüpft seien mit der Ausbreitung kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse“ (Danielzik/Bendix 2016: 277).

Das Schlagwort *Solidarität* verweist auf das Konzept der *Sozialen Solidarischen Ökonomie* (vgl. Giegold/Embshoff 2008; Satgar 2014; Utting 2015). Gruppen *Sozialer Solidarischer Ökonomie* können unter anderem in Form von Kooperativen, Assoziationen oder Gemeinschaften zur gegenseitigen Absicherung (mutuals) auftreten (Fall 2013: 93; Satgar 2014a: 4). Die wirtschaftlichen Aktivitäten der Gruppen dienen nicht nur dem Geldverdienen im engeren Sinne, sondern umfassen jegliche Formen der Alltagsbewältigung, die einen wirtschaftlichen Aspekt haben, z.B. soziale Absicherung.

Manche Autor*innen unterscheiden zwischen der *Sozialen Ökonomie*, welche innerhalb der Grenzen des Kapitalismus soziale Probleme wie Armut zu lösen versuche, und der *Solidarischen Ökonomie*, welche das politische Ziel verfolge, den Kapitalismus als solchen zu überwinden (vgl. Satgar 2014a: 4-5, 12-15; Utting 2015a: 1-2; Williams 2014: 59). In der Praxis ist diese Trennlinie allerdings nicht immer klar erkennbar, wie sich während meiner Forschung in Uganda zeigte. Viele Gruppen erfüllten einen großen Teil der beispielsweise von Williams geforderten praktischen Prinzipien *Solidarischer Ökonomie*: „cooperation, democratic decision making, collective ownership, bottom-up processes, caring and sharing“ (Williams 2014: 59). Allerdings sollte ihr Ziel laut Williams die Vernetzung zwecks Schaffung eines neuen Gesellschaftssystems sein (Williams 2014: 59). Die von mir Interviewten interessierten sich allerdings vorrangig für den Aspekt eines Einkommens für die Gruppenmitglieder – was ihre Aktivitäten näher an die *Soziale* (Williams 2014: 59) als an die *Solidarische Ökonomie* heranzurücken schien. Chipakpaku hat dieses Phänomen in diversen afrikanischen Gesellschaften beobachtet und führt es auf die dortigen sozio-ökonomischen Verhältnisse zurück. Er setzt die Aktivitäten derartiger Gruppen mit der *Solidarischen Ökonomie* gleich, bezeichnet sie jedoch als

People's Economy (Chipakupaku 2008: 138). In ihr sieht er die Form von Alltagswirtschaft, von welcher der Großteil der afrikanischen Bevölkerung lebt (Chipakupaku 2008: 138). Chipakupaku beschreibt diese Prinzipien wie folgt: 1. Gruppen finden sich zusammen, um das Überleben der Gemeinschaft zu sichern, nicht um maximale Profite für Individuen zu erwirtschaften. 2. Die lokale Bevölkerung betreibt sie selbst und zu ihrem eigenen Nutzen, nicht zu dem eines Eigentümers, einer Eigentümerin oder einer kleinen Gruppe von Anteilseigner*innen. 3. Sie schaffen lokale Wirtschaftskreisläufe, die dem Abfluss von Geldern und der Verlagerung von Beschäftigungsmöglichkeiten aus der Region entgegenwirken. Die Gruppenmitglieder kontrollieren selbst die Produktionsmittel. 4. Sie schonen die natürlichen Ressourcen zu Gunsten späterer Generationen (Chipakupaku 2008: 137-138).⁴ Zwar steht bei der *People's Economy* nicht der politische Anspruch, sondern die gemeinsame Alltagsbewältigung im Vordergrund, dennoch stehen ihre Prinzipien im Kontrast zu denen des Kapitalismus. Aus diesen Gründen habe ich mich entschieden, den Sammelbegriff für alternative Wirtschaftsformen, die den o.g. Kriterien entsprechen, zu verwenden, wie es beispielsweise Utting oder Fall tun: *Soziale Solidarische Ökonomie* (Fall 2013; Utting 2015a: 1-2). Jene eignet sich gut als Experimentierraum, um das hegemoniale Verständnis von Entwicklung in Frage zu stellen (Fall 2013: 96). Wie McMichael aufzeigt, ist der Versuch, ‚Entwicklung‘ in die Welt zu bringen, eng verknüpft mit der Verbreitung des Kapitalismus (McMichael 2004: 198).

Die nächste Formulierung in dem Titel ist *Lessons to be learnt*. Hier soll nicht belehrt, sondern aus dem bislang kaum beachteten Potential alternativen Wissens aus den Ländern des globalen Südens (Santos 2014) gelernt werden. Beforscht werden diese Länder in der Regel, um ihre vermeintlichen ‚Defizite‘ aufzuzeigen und sie nach dem Vorbild des globalen Nordens zu formen, d.h. zu ‚entwickeln‘. Jener Ansatz wird hier nicht verfolgt. Stattdessen liegt das Erkenntnisinteresse darin, aus Erfahrungen, die in Busoga mit Auswirkungen der Globalisierung sowie mit alternativen Wirtschaftsformen gesammelt wurden, zu lernen. Hiervon können Interessierte aus dem globalen Norden und Süden gleichermaßen profitieren.

Schließlich ist die Rede von *Everyday Economy*, also Alltagswirtschaft. Dieser Ausdruck weist darauf hin, dass hier keine makroökonomischen Größen untersucht werden, sondern die Formen des Wirtschaftens, von denen der überwiegende Teil der ugandischen Bevölkerung lebt. In Ugan-

4 Dies ist eine idealtypische Aufzählung. In der Praxis erwies es sich als schwierig, Gruppen zu finden, die alle Kriterien, insbesondere das letztgenannte, erfüllen.

da lebt der Großteil der Bevölkerung von Subsistenzlandwirtschaft (UNDP 2015: 113) und ökonomischen Aktivitäten im informellen Sektor (UNDP 2015: 123). Als Formen der Alltagswirtschaft weisen diese ein hohes Potenzial auf, alternative ökonomische Praktiken zu beherbergen. Hierbei gilt es, Vorsicht walten zu lassen, um nicht in eine Romantisierung afrikanischer Gemeinschaften als Gegenentwurf zum westlichen Kapitalismus oder zum Entwicklungsparadigma zu verfallen (Ziai 2006: 200).

3.2 Forschungsmethodik

Im empirischen Teil wurden qualitative Interviews in der im Osten Ugandas gelegenen Busoga-Region mit dreißig Interviewpartner*innen geführt, die über vierzig Jahre alt sind und seit mindestens dreißig Jahren in der Region leben. Ein aus offenen Fragen bestehender Leitfaden ermöglichte eine flexible, bei Bedarf steuerbare Interviewsituation, die den Befragten viel Raum ließ (Dannecker/Vossemer 2014: 158-160). Sie wurden um ihre Beobachtungen der Alltagswirtschaft der vergangenen dreißig Jahre in ihrer Region gebeten. Zwecks eines gemeinsamen Verständnisses der westlich geprägten Begrifflichkeiten wurde der Leitfaden in Zusammenarbeit mit Muttersprachlerinnen der lokalen Sprache Lusoga kultur- und sprachsensibel ausgearbeitet. So wird beispielsweise im Interviewleitfaden ausführlich erklärt, was ich unter den Begriffen *Globalisierung* und *Soziale Solidarische Ökonomie* verstehe. Darüber hinaus sollen eine Dokumentenanalyse sowie sogenannte ‚Expert*inneninterviews‘ Hintergrundinformationen zur untersuchten Region liefern.⁵ Die dreißig Hauptinterviews wurden mit der eigentlichen Zielgruppe von Beforschten durchgeführt. Ihr Erleben der Auswirkungen von Globalisierung auf ihren wirtschaftlichen Alltag im Allgemeinen, und Solidarstrukturen im Speziellen, steht im Fokus der Untersuchung. Die sogenannten ‚Expert*inneninterviews‘ richteten sich keineswegs an sogenannte ‚Entwicklungsexpert*innen‘, sondern an Personen, die aufgrund ihrer Position Zugang zu hilfreichen Hintergrundinformationen haben. Beispielsweise befragte ich in der Verwaltung jedes Distrikts, in dem ich forschte, die zuständigen Beamten für die Umsetzung bestimmter Regierungsprogramme, welche für den Gegenstand der Untersuchung relevant sind.

5 Der Begriff ‚Expert*inneninterview‘ ist zwar recht problematisch (Dannecker/Vossemer 2014: 161-162), wird hier jedoch verwendet, um eine Gruppe von Interviewten von einer anderen zu unterscheiden.

4. Postkoloniale und Post-Development Kritik an der Forschungspraxis im globalen Süden

Manche Autor*innen stellen Minimalkriterien für postkoloniale oder dekolonisierende Forschungsansätze auf, eine einheitliche Definition existiert bisher allerdings nicht (Swadener/Mutua 2008: 33-34). In diesem Kapitel werden einige Überlegungen vorgestellt, welche m.E. besonders deutlich aufzeigen, inwiefern sich eine postkoloniale Herangehensweise von einer konventionellen Forschungshaltung unterscheidet. In Kapitel 5 gehe ich auf Probleme ein, welche sich in der Forschungssituation daraus ergeben haben.

Postkoloniale Ansätze in der Entwicklungsforschung stellen die vermeintliche Naturgegebenheit von Entwicklung in Frage und zeigen die Wurzeln des Entwicklungsdenkens im Kolonialismus auf (Danielzik/Bendix 2016: 273). Darüber hinaus stellen sie Fragen nach Machtverhältnissen, die den Diskurs sowie die Praxis von ‚Entwicklung‘ strukturieren (McEwan 2009: 165-166). Sie weisen somit starke inhaltliche Parallelen zu Post-Development Ansätzen auf (McEwan 2009: 102). Laut Escobar ist die postkoloniale Kritik, zusammen mit dem Poststrukturalismus, das Fundament der Post-Development Studies (Escobar 2012: xii-xiii.). Als Ziele des Post-Development nennt er die Suche nach Alternativen zu Entwicklung sowie den Entzug der Definitionsmacht für die Verhältnisse im globalen Süden und der Macht, wertvolles Wissen zu definieren, von sogenannten Entwicklungsexpert*innen (Escobar 2012: xii-xiii.). Während einige Autor*innen der Post-Development Studies eigene Lösungen für ein ‚gutes Zusammenleben‘ anbieten, ist doch der Tenor, dass nur die betroffenen Menschen selbst in demokratischer Weise entscheiden können, wie sie leben möchten (Ziai 2006: 206-207, 213). Dies entspricht der Haltung, mit welcher im Rahmen dieses Forschungsprojektes vorgegangen wurde: mit Interesse an den Alltagserfahrungen der Beforschten, nicht an Ansatzmöglichkeiten, um sie nach westlichem Vorbild zu ‚entwickeln‘.

Kapoor hat aus Spivaks Arbeiten folgende Empfehlungen für eine postkoloniale Forschungspraxis herausgearbeitet: Zunächst sei es unerlässlich, dass die forschende Person selbstreflexiv ist, das heißt ihre kulturelle und geopolitische Verortung und deren unvermeidbaren Einfluss auf ihre Forschung akzeptiere. Auch müsse sie die Machtkonstellationen reflektieren, in welchen sie sich bewege, und welche die Forschungssituation ermöglichen. Dies schließe mit ein, die eigene Komplizenschaft innerhalb dieser Macht- und Wissenssysteme zuzugeben. Die forschende Person müsse die Wurzeln dieser Wissenssysteme, Vorurteile und Repräsentationen zurückverfolgen. Sie müsse sich bemühen, ihre darauf basierenden Privilegien so

weit wie möglich zu verlernen, allerdings die Grenzen dieses Unterfangens offenlegen. Schließlich müsse die forschende Person den Glauben an die Universalität westlicher Konzepte und vermeintlicher Patentlösungen hinter sich lassen (Kapoor 2004: 640-641).

Selbstreflexivität ist also eine der wichtigsten Voraussetzungen für einen postkolonialen Forschungsansatz (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 139, 141-142; Kapoor 2004). Dennoch läuft eine zu exklusive Konzentration auf Selbstreflexivität Gefahr, in der Selbstkritik zu verharren, sodass sie „die Begegnung mit dem anderen blockiert“ (Kaltmeier 2012: 20). Raghuram und Madge empfehlen Forschenden mit postkolonialer Ausrichtung folgendes Vorgehen: Forschungsfragen sollten flexibel sein, um in der Aushandlung mit den Beforschten verändert werden zu können. Theorien seien historisch und geografisch zu kontextualisieren und mit der Praxis zu verbinden. Die Annahme der Universalität westlicher Theorien sei in Frage zu stellen und Theoretiker*innen aus dem globalen Süden solle mehr Raum gegeben werden (Raghuram/Madge 2006: 276-281).

5. Herausforderungen auf dem Weg zur dekolonialen Forschungspraxis

5.1 Die Unmöglichkeit, für andere zu sprechen

In der postkolonialen Kritik, ebenso wie in den Post-Development Studies, ist eine ablehnende Haltung gegenüber dem Anspruch, für Menschen des globalen Südens zu sprechen, weit verbreitet (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 140; Ziai 2006: 208). Diese relative Einigkeit bezieht sich allerdings nur auf die Ablehnung, nicht auf die Alternativen. Husseini de Araújo und Kersting zählen neben Forderungen nach Beendigung des Forschens im globalen Süden durch Forscher*innen aus dem globalen Norden und dem Ruf nach Forschungskooperationen die „Notwendigkeit, kontinuierliche Interventionsmöglichkeiten durch die Beforschten zu gewährleisten und einen Wissensrückfluss sicherzustellen“ auf (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 140). Nimmt die forschende Person die Forderung nach Interventionsmöglichkeiten für Beforschte ernst, kann dies dazu führen, dass sie nicht das erwartete Forschungsergebnis erhält. Husseini de Araújo und Kersting argumentieren, dieser Anspruch sei zwar theoretisch nachvollziehbar, in der Praxis allerdings „kaum umsetzbar“, da die betreffende Forschung kaum Aussicht auf Förderung oder Anerkennung hätte (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 142). Dennoch betrachten sie die Veränderbarkeit von Konzepten und Kategorien „durch das Lernen vom ‚Anderen‘“ als

Stärke postkolonialer Forschungspraxis (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 144).

Rufer schlägt vor, dass „die auf Horizontalität zielende methodologische Vorgehensweise im Zuhören besteht, was als politische Entscheidung wie als Positionierung zu verstehen ist“ (Rufer 2012: 48). Auch Alcoff rät Forschenden ein intensiveres Zuhören an, um ihrer politischen Verantwortung gegenüber Beforschten gerecht zu werden (Alcoff 1991: 17-25). Rufer führt weiter aus, Zuhören sei ein Akt der Autorität, welcher den Akt des Sprechens sozial erst ermögliche. Habe niemand zugehört, so habe auch kein Akt des Sprechens stattgefunden – was die Entscheidung, ob zugehört werde, und wenn ja wem, zu einer politischen mache. Dies illustriert er mit einer Aussage von Spivak, Subalterne⁶ würden von ihr als Forscherin erwarten, dass sie nicht *für sie*, sondern *über sie* spräche, und zwar in der Sprache der Macht – auf welche sie selbst keinen Zugriff hätten (Rufer 2012: 62-63). Dies spiegelt auch jene Erfahrungen wider, die im Rahmen der vorliegenden Forschung gesammelt wurden. Häufig nutzten die Befragten die vorletzte Frage des Interviewleitfadens, ob sie dem Besprochenen noch etwas hinzuzufügen hätten, für ähnliche Anliegen. Obwohl die Frage allgemein gehalten war und nicht darauf abzielte, trugen die meisten hier sehr konkrete Forderungen an ihre Regierung vor. Offenbar stand, wie in Spivaks Beispiel, die Erwartung dahinter, dass die Studie, oder gar deren Autorin, als Sprachrohr dienen kann, um diesen Forderungen politisches Gehör zu verschaffen.

Auch dann, wenn die Forschungsfragen nicht kollaborativ mit den Beforschten erarbeitet wurden, bleibt in einzelnen Aspekten des Themas Raum für den Einfluss des ‚Anderen‘. Hierbei müssen postkolonial ausgerichtete, selbstreflexive Forschende lernen, widersprüchliche oder den eigenen Erwartungen entgegenstehende Aussagen von Beforschten zu akzeptieren (Kapoor 2004: 45-48). Im vorliegenden Fall wurden die Beforschten unter anderem zu solidarisch wirtschaftenden Gruppen befragt. Ursprünglich sollte dies auf Gruppen beschränkt sein, die in der Produktion tätig sind. Nach der ersten Phase der Feldforschung war allerdings offensichtlich: die am häufigsten anzutreffenden und von Befragten und Gewährs-

6 Gayatri C. Spivak entwickelte Antonio Gramscis Ausdruck für die unterdrückten Klassen, „subaltern“, gemeinsam mit der „Subaltern Studies Group“ weiter: die Subalternen sind ausgebeutet durch den Kolonialismus und die internationale Arbeitsteilung, marginalisiert durch die hegemoniale Ordnung und diskriminiert entweder durch ihre Klasse, ihr Geschlecht oder ihre Ethnie (Spivak 1988: 283-284).

personen⁷ am häufigsten positiv beurteilten Gruppierungen waren Spar- und Kreditvereine. An dieser Stelle sah ich mich gezwungen, die Vorurteile zu überwinden, welche ich während meiner beruflichen Praxis gegen diese aufgebaut hatte. Wollte ich dem Anspruch der postkolonialen Forschung gerecht werden, musste ich meinen Fokus dem der Beforschten anpassen. Fortan ließ ich mir die von den Beforschten erwähnten Spar- und Kreditvereine besonders detailliert schildern, um die Vorteile, welche sie in deren Augen aufwiesen, besser nachvollziehen zu können und so ihren Erfahrungen Vorrang vor meinen eigenen zu geben. Von der Vorstellung, „für die Beforschten sprechen“ zu können, möchte ich dennoch Abstand nehmen.

5.2 Forschen dazwischen

Husseini de Araújo und Kersting schlagen die „Metapher vom ‚Forschen dazwischen‘“ als Alternative zum bisherigen partizipativen Ansatz „vom ‚Forschen mit statt über‘“ vor, da letzterer ihrer Ansicht nach unberücksichtigt lässt, dass die – durchaus berechtigten – Ansprüche postkolonialer Kritik an die Forschungspraxis nicht immer umsetzbar sind (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 144). Die Überwindung asymmetrischer Machtverhältnisse im Forschungsprozess halten sie für erstrebenswert, jedoch im aktuellen Kontext nur in begrenztem Maße für umsetzbar (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 142). Das Bild des Forschens dazwischen leiten Husseini de Araújo und Kersting aus der Übersetzung ab, da „wir nie *authentisch* für ‚Andere‘ sprechen können, sondern die Stimmen ‚der Anderen‘ in den Diskurs unseres Wissenschaftskontextes *übersetzen*“, so wie sprachliche „Übersetzungen nicht als Eins-zu-Eins-Übertragungen von Bedeutung verstanden werden“ dürfen, sondern „unvermeidbaren Bedeutungsverschiebungen“ unterliegen (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 143 [Hervorh. i. O.]). Dieses dazwischen bezeichnen sie als „Vermitteln [...], das aufgrund der unvermeidlichen Bedeutungsverschiebungen zumeist keiner Seite von jeweils beiden wirklich gerecht werden kann, aber dennoch Brücken baut“ (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 144 [Auslassung E.K.]). Mit dem Originaltext in der Übersetzung vergleichen die Autor*in-

7 Gemeint sind Personen, die mir den Zugang zum Feld ermöglicht haben, z.B. Dorfbürgermeister*innen oder Vorstandsmitglieder, Manager oder andere Vertreter*innen von Gruppen, welche mir Interviewpartner*innen vermittelten, aber nicht selbst interviewt wurden.

nen sowohl die Aussagen der Beforschten, als auch die Forderungen der postkolonialen Kritik. In beiden Fällen ist die Übersetzerin stets bemüht, das Original so authentisch wie möglich zu übersetzen, kennt allerdings die Grenzen dieses Unterfangens, die sich manchmal als mehr und manchmal als weniger flexibel erweisen. Hierbei sollte sie sich bemühen, Hindernisse zu überwinden, die Grenzen ihres Unterfangens allerdings offen reflektieren (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 144). Raghuram und Madge schreiben über „inbetween spaces“ in einer postkolonialen Entwicklungsforschung:

...we certainly do not presume that all difference can be dissolved to attain a complete (rational) understanding of the other, for there will always be degrees of incomprehensibility and continuing spaces ‘in between’. But working through these inbetween spaces can bring moments of enlightenment; glimpses of the world through someone else’s reality (Raghuram/Madge 2006: 276).

Es ist also möglich, einen Blick auf subalterne Lebenswelten zu erhaschen, wenn Verstehen das erklärte Ziel ist und zugleich dessen Unerreichbarkeit anerkannt wird. Es erfolgt eine gemeinsame Wissensproduktion, innerhalb welcher die oder der Andere in der Rolle als Wissensproduzent*in als gleichberechtigt anerkannt wird (Santos 2014: 156-157).

5.3 Erhebungsmethoden

Postkoloniale Forschung hat eine klare Präferenz für qualitative Methoden. Für dieses Forschungsprojekt wurden qualitative Interviews ausgewählt, weil die befragte Person hier einen Raum erhält, in dem sie ungestört und ausführlich über das Thema reflektieren und sprechen kann. Da das Erkenntnisinteresse bei qualitativen Interviews im Verstehen liegt, orientieren sie sich grundsätzlich stark an der interviewten Person, sodass selbst semistrukturierte Formen in der Interviewsituation flexibel gehandhabt werden (Dannecker/Vossemer 2014: 154; Hopf 2012: 350-351). Die für dieses Forschungsprojekt gewählte Interviewform kann als Leitfadeninterview (Dannecker/Vossemer 2014: 158-160) oder auch problemzentriertes Interview bezeichnet werden, da der Leitfaden auf bestimmte Themen abzielt und die Fragen auf theoretischem Vorwissen zu den entsprechenden Themen aufgebaut sind (Kruse 2015: 153-155). Letzteres ergibt sich aus der Problematik, dass die behandelten Themen – Auswirkungen der Globalisierung und Solidarstrukturen – von mir als Forschende aus dem globalen Norden gewählt und folglich von westlichen Begrifflichkeiten ge-

prägt sind. Für den Interviewleitfaden mussten Anknüpfungspunkte zwischen den abstrakten Themen und dem Lebensalltag der Interviewten herausgearbeitet werden. Hilfreich waren dabei u.a. Studien mit ähnlichem Fokus von Enda Graf Sahel (Ndione/De Leener/Ndiaye/Jacolin/Perier 1995).

Kapoor präsentiert in seinem auf verschiedenen Schriften Spivaks beruhenden Katalog von Empfehlungen für das Beforschen der Subalterne, eine Sprache des globalen Südens zu erlernen. Wie beim Lesen eines Romans, bei welchem man die Handlung nicht voraussehen könne und sich frei darauf einließe, solle man versuchen, die Aussagen der Subalternen in ihrer eigenen Sprache zu lesen. Dies ermögliche es, sich ein Stück weit von den eigenen Vorannahmen zu befreien und mehr Wissensfluss von Süd nach Nord zuzulassen. Diese Selbstdefinition der Subalternen anstelle von Fremdzuschreibungen durch die forschende Person sei bereits ein erster Schritt in Hinblick auf „a two-way conversation and non-exploitative learning“ (Kapoor 2004: 642). Während des ersten Jahres in Uganda erlerte ich die Sprache der beforschten Region, Lusoga. Als die Forschungsphase begann, entschied ich dennoch, eine Übersetzerin hinzuzuziehen, um die Interviews sicher und ohne Informationsverlust führen zu können. Außerdem bemerkte ich sowohl im Alltag als auch bei ersten forschungsbezogenen Kontakten, dass meine Lusoga-Kenntnisse viele Menschen verunsicherten. Häufig wurde mir gesagt, es sei vertrauensfördernd, in Begleitung einer lokalen Person zu den Gewährspersonen und Interviewpartner*innen zu kommen. Die erworbenen Sprachkenntnisse waren dennoch ausgesprochen hilfreich, nicht nur im Interviewverlauf. Darüber hinaus arbeite ich bei der Analyse der Interview-Transkripte mit von der Übersetzerin erstellten Transkripten auf Lusoga, nicht mit direkten Übersetzungen auf Englisch. Fertiggestellte Transkripte lasen die Übersetzerin und ich gemeinsam Korrektur und hörten uns dabei zum Abgleich die Audioaufnahme an. Danach erstellten wir gemeinsam eine Wort-für-Wort-Übersetzung auf Englisch. Bei Wörtern, die mehrere Bedeutungen haben, oder die nicht wörtlich ins Englische übertragbar, sondern nur umschreibbar sind, notierte ich mir dies entsprechend. Dieser Prozess ermöglichte es mir, dem tatsächlich Gesagten so nahe zu kommen wie es für eine kulturell, lebensweltlich und sprachlich Außenstehende realisierbar erscheint.

5.4 Auswertungsmethoden

Es ist entscheidend, auch über die Datenerhebung hinaus Forschungsmethoden und -methodologien kritisch zu reflektieren. Andernfalls kann ko-

operatives Verhalten der forschenden Person(en) während der Datenerhebungsphase ebenso gut als ein Trick wahrgenommen werden, um möglichst effektiv an Daten heranzukommen (Kaltmeier 2012: 35). In der qualitativen Forschung wird häufig angeraten, die Datenanalyse parallel zur Datenerhebung durchzuführen (vgl. z.B. Rapley 2011: 285-286). Nach den ersten zehn Hauptinterviews legte ich eine Pause ein und begann mit ersten Analyseschritten. Nachdem erste vorläufige Ergebnisse vorlagen, die hilfreiche Hinweise für die zukünftige Datenerhebung lieferten, fuhr ich mit beiden Prozessen parallel fort. Die Analysemethode wird in der qualitativen Forschung nach der Beschaffenheit des Datenmaterials sowie nach den Ansprüchen der forschenden Person(en) an die Analyseergebnisse ausgewählt (Dey 1993: 2; Schmidt 2012: 447). Letzteres bedeutet im vorliegenden Fall, dass sie dem postkolonialen Anspruch entsprechen muss. Aus den Forderungen, den Beforschten Raum und Einfluss zu geben und sich selbst als vermeintliche Autorität zurückzunehmen, ergab sich m.E., dass postkoloniale Datenanalyse möglichst nah am Datenmaterial operieren sollte. Allerdings zeigen sich auch hier schnell die Grenzen der Praxis gegenüber der Theorie, da es in der Natur aller Analysemethoden, auch der qualitativen, liegt, aus den Daten etwas anderes zu machen als sie zuvor waren (Dey 1993: 30). Dennoch galt es, aus dem Pool der vorhandenen Möglichkeiten die beste für dieses spezifische Datenmaterial auszuwählen. Meine Wahl fiel auf die Thematische Analyse, wie sie bei Braun und Clarke beschrieben ist. Sie besteht aus sechs Schritten, bei denen die ersten beiden eine intensive Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial bedeuten (Braun/Clarke 2006: 87-89). Braun und Clarke teilen, ohne sich auf diesen Ansatz zu berufen, einige wichtige Annahmen postkolonialer Theoretiker*innen: Sie lehnen vehement die häufig in der Methodenliteratur anzurettenden Ideen ab, die forschende Person könne den Befragten eine Stimme geben oder Themen würden auf natürliche Weise aus den Daten erwachsen. Stattdessen betonen sie die aktive Rolle der analysierenden Person, die selbst entscheidet, was sie aus dem Gesagten auswählt (Braun/Clarke 2006: 80), und die ihre eigene theoretische Prägung mitbringt (Braun/Clarke 2006: 84). Ebenso wie in der postkolonialen Forschung im Allgemeinen, gilt es in der qualitativen Datenanalyse, wie Dey es formuliert, ständig die Balance zu halten zwischen „an open mind and an empty head“ (Dey 1993: 63). Die forschende Person müsse Bias vermeiden, dürfe sich allerdings nicht als unbeschriebenes Blatt betrachten, sondern müsse die eigenen persönlichen wie theoretischen Hintergründe offen reflektieren (Dey 1993: 63).

Wie Said in *Orientalism* aufzeigte, läuft Schreiben über den globalen Süden oder über Subalterne grundsätzlich Gefahr, in einer Konstruktion des

Eigenen und des Fremden sowie in der Legitimation von Machtstrukturen zu münden (Said 1979). Dabei ist das Schreiben *über* die Beforschten unvermeidbar. Selbst dann, wenn die Feldforschung auf partizipative Weise, im Dialog *mit* den Beforschten durchgeführt wurde, so fordern doch die akademischen Konventionen, dass darauf eine Phase des Schreibens *über* sie folgt. Laut Kaltmeier begeht die forschende Person einen Akt epistemologischer Gewalt, indem sie die Beforschten in ihrem Text objektiviert (Kaltmeier 2012: 35-36). Von einer Situation, die eine Interaktion und einen Aushandlungsprozess ermögliche, der persönlichen Begegnung zwischen forschender und beforschter Person (oder Personen), wechsle die forschende Person an ihren Schreibtisch, wo die beforschte Person keinerlei Einfluss mehr ausüben könne (Kaltmeier 2012: 35-36). Kaltmeier betrachtet den Rückschluss, nicht mehr über den globalen Süden zu schreiben, als ebenso falsch, da er subalterne Sprachlosigkeit reproduziere, und schlägt stattdessen eine intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle als „Autor(ität)“ vor (Kaltmeier 2012: 36). Laut Spivak fordern die Subalternen sogar von Forschenden ein, über sie zu schreiben, und zwar in der Sprache der Macht, welche ihnen selbst verwehrt bleibt (Rufer 2012: 62-63). Husseini de Araújo und Kersting ziehen eine selbstreflexive, postkolonial ausgerichtete Entwicklungsforschung der Abkehr vom Forschen im globalen Süden vor (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 142). Auch Alcoff warnt, trotz ihrer äußerst kritischen Haltung gegenüber Ansätzen, die für oder über andere sprechen wollen, dennoch vor einer solchen Abkehr. Jene berge die Gefahr, die eigene politische Verantwortung zu negieren und sich in ein bequemes, selbstbezogenes Leben zurückzuziehen (Alcoff 1991: 17). Darüber hinaus bedeute es keine Überwindung der eigenen Privilegien, sondern lediglich einen Versuch, jene zu verschleiern – was ebenfalls nur aus einer privilegierten Position heraus möglich sei (Alcoff 1991: 20, 24-25).

5.5 Reziprozität

Die Forderung nach Reziprozität ist besonders schwierig zu erfüllen. Die forschende Person sieht sich mit der Frage konfrontiert, was eine angemessene Gegenleistung für eine Stunde Zeit, für Wissen und persönliche Einschätzungen ist. Im vorliegenden Fall erwirbt sie durch das Forschungsprojekt sogar einen Doktortitel und ist zweifellos außerstande, den Beforschten etwas Gleichwertiges anzubieten. Es scheint also unmöglich, das Element der Ausbeutung vollständig aus der Forschungsbeziehung zu verbannen. Im Sinne der postkolonialen Kritik wäre es gleichermaßen falsch,

diese Tatsache zu verschleiern, wie auch sie zum Vorwand zu nehmen, um den Status quo beizubehalten. Zunächst muss versucht werden, die Konstellation gerechter zu gestalten. Allerdings erscheint die vollständige Überwindung der asymmetrischen Machtverhältnisse im Forschungsprozess, wie Lincoln kürzlich auf dem *International Congress of Qualitative Inquiry* zu bedenken gab, unmöglich (Denzin/Lincoln/MacLure/Otterstad/Torrace/Cannella/Koro-Ljungberg/McTier 2017: 483-484; Husseini de Araújo/Kersting 2012: 142). Ross schlägt vor, um dem so nahe wie möglich zu kommen, sich selbst in eine verletzliche Position zu begeben, wodurch „moments of empowerment“ für die Beforschten geschaffen werden könnten (Ross 2017: Absatz 18 [Hervorh. i. O.]). Als konkrete Umsetzungsmöglichkeit nennt sie u.a., die Kontrolle über die Forschungssituation teilweise den Beforschten zu überlassen, indem man sie den Ort des Zusammentreffens wählen lasse (Ross 2017: Absatz 33). Dies ist im vorliegenden Forschungsprojekt geschehen. Anstatt die Interviewten an einen bestimmten Ort zu zitieren, wurde ihnen die Möglichkeit gegeben, die Forschungssituation mitzugestalten und einen Ort auszuwählen, an dem sie sich wohlfühlten. Die meisten wählten ihr Zuhause, einige entschieden sich für öffentliche Orte in ihrer Nähe.

Ein weiterer bedeutender Aspekt in der Beziehung zwischen Forschender und Beforschten ist die Frage, ob den Interviewten für ihre Zeit eine finanzielle Entschädigung angeboten werden sollte. Diese Frage ist nicht pauschal zu beantworten, da es vom kulturellen Kontext abhängig ist, welche Rolle materielle Aspekte in dieser Beziehung spielen. Während Forschende aus anderen kulturellen Kontexten berichten, dass materielle Zuwendungen unverzichtbarer Bestandteil im Aufbau der Forschungsbeziehungen sind (Gonzalez y Gonzalez/Lincoln 2006: Absatz 17), analysierte ich für Uganda eine andere Situation. In Uganda ist das Machtgefälle zwischen Einheimischen und Weißen extrem und baut in der Regel darauf auf, dass der oder die Weiße mit dem Geld kommt und der oder die Einheimische dafür alles tut, was verlangt wird. Um dieser Konstellation zu entrinnen und die Rolle des Bittstellers von den Beforschten auf mich zu übertragen, informierte ich sie bereits bei der ersten Anfrage sowie vor Beginn des Interviews darüber, dass es keine finanzielle Entschädigung geben würde. Somit war den angefragten Personen von Beginn an klar, dass sie die Macht hatten, zu entscheiden, ob sie ihre Zeit opfern und mich unterstützen wollten, oder nicht. Ein paar entschieden sich dagegen, was angesichts ihrer vielen (subsistenz-)wirtschaftlichen und sozialen Verpflichtungen nicht überraschend war. Die anderen stimmten in dem Bewusstsein zu, dass ich von ihrem guten Willen abhängig war. Ihr Wohlwollen sowie jenes der Gewährspersonen gewann ich zu großen Teilen durch das Befol-

gen bürokratischer Hierarchien. Diese zu respektieren ist in Uganda essenziell, um Zugang zum Feld zu erhalten. Nach der Beantragung der Forschungsgenehmigung beim *Uganda National Council for Science and Technology* ging es die administrative Leiter Schritt für Schritt hinunter, bis zur/m Dorfbürgermeister*in. Jede administrative Ebene fragte zunächst nach der Genehmigung der nächsthöheren. Viele Gewährsleute und Interviewpartner*innen vergewisserten sich, ob der formelle Weg korrekt eingehalten wurde, bevor sie zustimmten, das Forschungsprojekt zu unterstützen.

Eine Möglichkeit, Reziprozität herzustellen, sehen Husseini de Araújo und Kersting in einem „Wissensrückfluss“ (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 140). Jener wird nicht nur von postkolonialen Theoretiker*innen, sondern auch von den Beforschten selbst eingefordert. Gewährsleute und Interviewte fragten immer wieder, ob sie Zugang zu den Ergebnissen der Studie erhalten würden. Mein langfristiger Aufenthalt in Uganda ermöglichte es, dies mithilfe von Feedback Workshops und speziell für die Befragten aufgearbeiteten Berichten zu realisieren. Die Feedback Workshops wurden sehr gut angenommen. Auf der praktischen Seite sorgte ich für den Transport der Teilnehmer*innen zum Treffpunkt sowie für ihre Verpflegung. Auf der konzeptionellen Seite setzten sich die Workshops aus zwei einander stetig abwechselnden Elementen zusammen: Während der Input-Sequenzen trugen die Übersetzerin und ich zweisprachig eine Zusammenfassung dessen vor, was wir während unserer dreißig Haupt- und zehn Expert*inneninterviews erfahren hatten. Der Fokus lag dabei auf dem Gesagten. Meine eigene Einschätzung zu gewissen Punkten, welche die Teilnehmer*innen explizit gewünscht hatten, zu hören, fasste ich separat für sie zusammen. Auf diese Art konnte ich den durch die vierzig Interviews gewonnenen Einblick in unterschiedliche Erfahrungshorizonte mit allen anwesenden Teilnehmer*innen teilen.⁸ Eine schriftliche Version dieser Zusammenfassung konnte jede*r in Englisch oder Lusoga mit nach Hause nehmen. Auch die nicht anwesenden Interviewten erhielten jeweils einen dieser schriftlichen Berichte, welche den Inhalt der Workshops widerspiegeln. Zu jeder Input-Sequenz hatte ich eine Illustration gezeichnet, die auf einem Flipchart gezeigt wurde, um eine besonders markante Aussage zum jeweiligen Thema zu veranschaulichen. Unterbrochen wurden die Input-Sequenzen regelmäßig von Diskussions-Sequenzen.

8 Selbstverständlich wurden die Informationen so wiedergegeben, dass nicht ersichtlich war, wer welche Aussagen gemacht hatte.

Weitere Versuche, das Element der Ausbeutung in der Forschungssituation durch Empowerment für die Beforschten zu ersetzen, schlossen die oben beschriebenen Maßnahmen ein, ihre Sprache zu erlernen, sowie ihren Einfluss auf Facetten des Forschungsthemas zuzulassen. Die Fragen, ob das ausreicht, und was darüber hinaus getan werden könnte, werden am Ende immer bleiben. Außerdem bleibt die forschende Person diejenige, die Elemente von Empowerment und Reziprozität zulässt. Dies ist wiederum ein Beleg der nahezu unauflösbaren Machtkonstellation zu Gunsten der Forschenden in der Forschungssituation. Uganda macht hier erste Schritte in eine neue Richtung mit den strengen bürokratischen Verfahren, denen sich auch Forschende aus dem globalen Norden zu unterwerfen haben.

6. *Ein vorläufiges Fazit*

Es gilt also ein Fazit darüber zu ziehen, wie die absolut berechtigten, wissenschaftlich wie moralisch fundierten und dennoch schwer umsetzbaren Forderungen der postkolonialen Kritik an die Forschungspraxis umgesetzt werden können. Ein wichtiges Schlagwort ist ‚Lernen‘. In diesem Zusammenhang ist eine Abkehr vom Sammeln von Informationen, welche das ‚Andere‘ beherrschbarer machen oder die eigenen Vorannahmen bestätigen sollen, notwendig. Stattdessen ist ein Lernen im Sinne einer ehrlichen Offenheit für Neues, auch Irritierendes, die eigenen Erwartungen in Frage Stellendes angezeigt. Santos beklagt, dass der globale Norden über die Jahrhunderte der Kolonialisierung und der Belehrung anderer verlernt habe, vom Rest der Welt zu lernen (Santos 2014: 19). Postkoloniale Forschung bedeutet, das Lernen wieder neu zu erlernen. Eine hilfreiche Alternative zum ‚Sprechen für andere‘ kann der oben beschriebene Ansatz des ‚Zuhörens als bewusste politische Entscheidung‘ sein (Alcoff 1991: 17-25; Rufer 2012: 48, 62-63). Zugleich stellt es einen ersten Schritt auf dem Weg zu einem ‚Forschen auf Augenhöhe‘ dar. Da dieser Weg allerdings aufgrund asymmetrischer Machtverhältnisse – auf globaler Ebene sowie in der Forschungssituation – noch sehr weit ist, kann zunächst ein ‚Forschen dazwischen‘ stattfinden (Husseini de Araújo/Kersting 2012: 142-144; Raghuram/Madge 2006: 276). Dies verhindert einerseits ein entmündigendes ‚Forschen über‘ den globalen Süden sowie andererseits den Aufbau der Illusion, die Machtkonstellation in der Forschungssituation sei ausgeglichen. Erste Schritte auf dem weiten Weg zu ausgeglichenen Machverhältnissen kann die forschende Person machen, indem sie Sprache, Kultur und persönliche Prioritäten der Beforschten respektiert. Darüber hinaus sollte sie

sich bemühen, „*moments of empowerment*“ für die Beforschten zu realisieren (Ross 2017: Absatz 18 [Hervorh. i. O.]).

Die wichtigsten Grundvoraussetzungen für eine post- oder dekoloniale Forschungspraxis sind permanente, intensive Selbstreflexivität sowie eine kritische Positionierung in Bezug auf Machtkonstellationen. Mit den Ansätzen des *Lernens statt Belehrrens*, des *Zuhörens statt ‚Sprechens für‘*, und des *Empowerments für Beforschte* erscheint Forschen mit postkolonialer Ausrichtung immer noch nicht leicht oder widerspruchsfrei, jedoch umsetzbar. Eine der schmerzlichsten und doch zentralen Aufgaben der forschenden Person ist das Offenlegen der Grenzen, an die sie bei der Umsetzung dieser Ideale immer wieder stößt. Das Entzaubern der vermeintlich unfehlbaren Forscherpersönlichkeit sowie das Brechen des epistemologischen Machtmonopols des globalen Nordens sind unverzichtbare Schritte auf dem Weg zu einer dekolonialen Forschungspraxis.

Literaturverzeichnis

- Alcoff, Linda (1991): The problem of speaking for others, *Cultural Critique*, 20, Minnesota: University of Minnesota Press, S. 5-32.
- Braun, Virginia/Clarke, Victoria (2006): Using thematic analysis in psychology – Qualitative Research in Psychology 3, S. 77-101.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie – Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.
- Chipakupaku, Norman (2008): People's Economy in Afrika, in: Giegold, Sven/Embshoff, Dagmar (Hg.) Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus, Hamburg: VSA-Verlag, S. 136-139.
- Danielzik, Chandra-Milena/Bendix, Daniel (2016): Mit dem postkolonialen Pflug über entwicklungspolitische Felder – Die Beispiele Tourismus- und reproduktive Gesundheitspolitik, in: Ziai, Aram (Hg.) Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge, Bielefeld: transcript, S. 273-291.
- Dannecker, Petra/Vossemer, Christiane (2014): Qualitative Interviews in der Entwicklungsforschung: Typen und Herausforderungen, in: Dannecker, Petra/Englert, Birgit (Hg.) Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung, Wien: Mandelbaum, S. 153-175.
- Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S./MacLure, Maggie/Otterstad, Ann Merete/Torrance, Harry/Cannella, Gaile S./Koro-Ljungberg, Mirka/McTier, Terrence (2017): Critical Qualitative Methodologies, Reconceptualizations and Emergent Construction, in: International Review of Qualitative Research, Vol. 10, No. 4, 2017, S. 482-498, abrufbar unter DOI: 10.1525/irqr.2017.10.4.482, <http://irqr.ucpress.edu/content/10/4/482.full.pdf+html>.
- Dey, Ian (1993): Qualitative Data Analysis – A user-friendly guide for social scientists, London: Routledge.

- Escobar, Arturo (2012): Encountering Development – The Making and Unmaking of the Third World, Princeton: University Press.
- Fall, Abdou Salam (2013): The social and solidarity economy response to global social needs, in: Jeantet, Thierry (Hg.) Social and Solidarity Economy, a response to international challenges, Paris: Éditions Le Manuscrit, S. 87-101.
- Giegold, Sven/Embshoff, Dagmar (Hg.) (2008): Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus, Hamburg: VSA-Verlag.
- Gonzalez y Gonzalez, Elsa M./Lincoln, Yvonna S. (2006): Decolonizing Qualitative Research: Non-traditional Reporting Forms in the Academy, Forum: Qualitative Social Research, Vol. 7, No. 4, Art. 1, abrufbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/162/360>.
- Hoogvelt, Ankie (2001): Globalization and the Postcolonial World: The New Political Economy of Development, Baltimore: The Johns Hopkins University Press.
- Hopf, Christel (2012): Qualitative Interviews – ein Überblick, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.) Qualitative Forschung. Ein Handbuch, S. 349-359.
- Husseini de Araújo, Shadia/Kersting, Philippe (2012): Welche Praxis nach der postkolonialen Kritik? Human- und physisch-geographische Feldforschung aus übersetzungstheoretischer Perspektive, *Geographica Helvetica* 67, S. 139–145.
- Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hg.) (2012): Methoden dekolonisieren – Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kaltmeier, Olaf (2012): Methoden dekolonisieren, Reziprozität und Dialog in der herrschenden Geopolitik des Wissens, in: Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hg.) Methoden dekolonisieren – Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 18-44.
- Kapoor, Ilan (2004): Hyper-Self-Reflexive Development? Spivak on Representing the Third World ‘Other’, *Third World Quarterly*, 25/4, S. 627-647.
- Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz, Weinheim Basel: Beltz Verlag.
- McEwan, Cheryl (2009): Postcolonialism and Development, London: Routledge.
- McMichael, Philip (2004): Development and Social Change – A global Perspective: Thousand Oaks: Pine Forge.
- Mignolo, Walter D. (2012): Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking, Princeton: Princeton University Press.
- Ndione, Emmanuel/De Leener, Philippe/Ndiaye, Mamadou/Jacolin, Pierre/Perier, Jean-Pierre (1995): The Future of Community Lands – Human resources, London: Intermediate Technology Publications.
- Pfeifer-Schaupp, Ulrich (2005): Die Schatten der Globalisierung und die Soziale Arbeit, in: Pfeifer-Schaupp, Ulrich (Hg.) Globalisierung und Soziale Arbeit – Grundbegriffe, Problemfelder, Perspektiven, Hamburg: VSA-Verlag, S. 11-51.

- Raghuram, Parvati/Madge, Clare (2006): Towards a method for postcolonial development geography? Possibilities and challenges, Singapore Journal of Tropical Geography, 27, S. 270-288.
- Rapley, Tim (2011): Some Pragmatics of Qualitative Data Analysis, in: Silverman, David (Hg.) Qualitative Research, Issues of Theory, Method and Practice, S. 273-290.
- Riaño, Yvonne (2012): Die Produktion von Wissen als *Minga*: Ungleiche Arbeitsbeziehungen zwischen Forschenden und „Beforschten“ überwinden?, in: Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hg.) Methoden dekolonisieren, Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 120-144.
- Ross, Karen (2017): Making Empowering Choices: How Methodology Matters for Empowering Research Participants, Forum: Qualitative Social Research, Vol. 18, No. 3, Art. 12, abrufbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2791/4134>.
- Rufer, Mario (2012): Sprechen, zuhören, schreiben – Postkoloniale Perspektiven auf Subalternität und Horizontalität, in: Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hg.) Methoden dekolonisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 45-70.
- Said, Edward W. (1979): Orientalism, New York: Vintage Books.
- Santos, Boaventura de Sousa (2014): Epistemologies of the South – Justice against Epistemicide, London: Routledge.
- Satgar, Vishwas (Hg.) (2014): The Solidarity Economy Alternative – Emerging Theory and Practice, Scottsville: University of Kwazulu Natal Press.
- Satgar, Vishwas (2014a): The crises of global capitalism and the solidarity economy alternative, in: Satgar, Vishwas (Hg.) The Solidarity Economy Alternative, Emerging Theory and Practice, Scottsville: University of Kwazulu Natal Press, S. 1-34.
- Schmidt, Christiane (2012): Analyse von Leitfadeninterviews, in: Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.) Qualitative Forschung, Ein Handbuch, Reinbeck: Rowohlt, S. 447-455.
- Spivak, Gayatri C. (1988): Can the Subaltern Speak?, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.) Marxism and the Interpretation of Culture, Chicago: University of Illinois Press, S. 271-313.
- Swadener, Beth B./Mutua, Kagendo (2008): Decolonizing Performances, Deconstructing the Global Postcolonial, in: Denzin, Norman/Lincoln, Yvonna S./Smith, Linda Tuhiwai (Hg.) Handbook of Critical and Indigenous Methodologies, S. 31-44.
- UNDP (United Nations Development Programme) (2015): Uganda Human Development Report 2015, abrufbar unter http://www.ug.undp.org/content/uganda/en/home/library/human_development/ UgandaHumanDevelopmentReportH-DR2015.html.
- Utting, Peter (Hg.) (2015): Social and Solidarity Economy – Beyond the fringe, London: Routledge.

- Utting, Peter (2015a): Introduction: The challenge of scaling up social and solidarity economy, in: Utting, Peter (Hg.) Social and Solidarity Economy – Beyond the fringe, London: Routledge, S. 1-37.
- Williams, Michelle (2014): The solidarity economy and social transformation, in: Satgar, Vishwas (Hg.) The Solidarity Economy Alternative, Emerging Theory and Practice, Scottsville: University of Kwazulu Natal Press, S. 37-63.
- Ziai, Aram (2006): Post-Development: Ideologiekritik in der Entwicklungstheorie, Politische Vierteljahresschrift, 47/2, S. 193–218.

